

Die Verden

Beilage zum Verdenner Anzeigenblatt

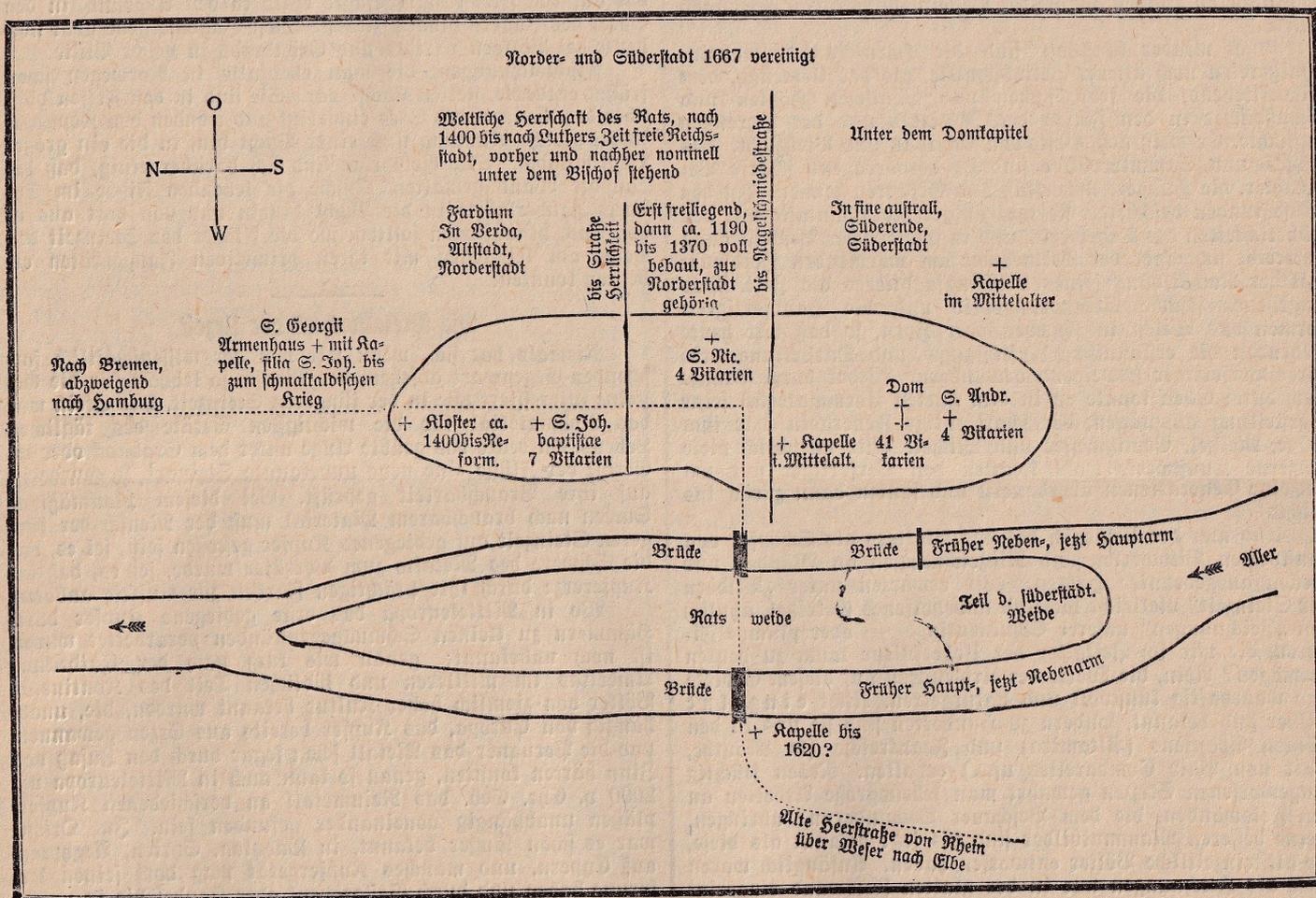
Nr. 16

Mai

1927

Die kirchlichen Verhältnisse von Alt-Verden

Von Carl Meyer



Die ältesten Einwohner der Stadt werden sich an der uralten Heerstraße seßhaft gemacht (nördlicher Stadtteil), aber auch unmittelbar am Flusse gewohnt haben (südlicher Stadtteil). Im nördlichen Stadtteil liegt der Ursprung der Stadt. Im schon vorhandenen Orte lag später der Königshof Karls des Großen. Mitten im Orte stand — das ist als sicher anzunehmen — eine Holzkirche, „baptistae“; sie bildete einen Ausgangspunkt der Christianisierung ebenso wie der Dom. Um 1150 wurde die St. Johannis Kirche als Backsteinbau errichtet; sie ist einer der ältesten Ziegelbauten Deutschlands. Der Stil ist zierlich, romanisch. Der Plan dazu wurde wohl von dem diplomatischen Bischof Hermann, der oft für den Kaiser reiste, aus Italien mitgebracht. Spätere Anbauten an die Kirche zeigen gotischen Stil, wie er äußerlich heute noch erkennbar ist. Der mittlere Stadtteil gehörte vor 1250 kirchlich

zum Dom. Dann bildete er ein eigenes Kirchspiel St. Nicolai, die Stadtkirche war wie St. Johannis. Gottesdienste wurden in St. Nicolai bis 1810 abgehalten. Der Pastor, als solcher von St. Nicolai noch bezeichnet, ist seit 1677 zugleich zweiter Domprediger und Garnisonseelsorger. Jetzt ist die Gemeinde wieder Bestandteil der großen Domgemeinde.

Der jetzige Dom, von Karl dem Großen her, ist der vierte Bau seit seiner Gründung und 1270—1490 entstanden. Der Baustil ist gotisch, Kreuzgang und Turm älter, romanisch (der Turm ist um 1000 begonnen, vollendet 1180).

St. Andreas ist zum Unterschiede zum Hochstift (Dom) das „mindere“ Stift. Der Konvent von 12 Kanonikern wurde 1220 gegründet. Als Kirche wird St. Andreas älter sein. Selbständiger Güterkomplex, der Propst war Domkapitular.

Unsere Heimat vor Christi Geburt

Von J. Hofste, Reddenaverbergen.

Nachstehende drei Abhandlungen sind Ergänzungen zu der Schrift „Unsere Heimat vor Christi Geburt“ v. J. Hofste, Verlag Mahnie.

Urmenschen der Steinzeit als Künstler

Unsere Funde aus der Steinzeit beschränken sich meistens auf Gegenstände, die aus schwervergänglichem Material hergestellt sind. Bis 2000 v. Chr. Geb. wird ausschließlich der Stein als Waffe und Werkzeug benutzt, zunächst unbearbeitet während der Morgenröte der Menschheit (vor 150 000 v. Chr.), dann in praktische Formen gekleidet, die um 2500 v. Chr. zu Kunstwerken überleiten, welche heute im Zeitalter der Technik dem geschicktesten Steinbildhauer noch unlösliche Rätsel aufgeben würden.

Der harte, spröde Feuerstein war Jahrzehntausende lang wegen der haarfeinen Splitterschneiden begehrt. Nicht der bläulichweißschimmernde unserer Nieder, den Sonne und Frost schon halb zerstörten, der beim Schlag splittig und formlos zerspringt, sondern nur bergfrisch verarbeitet hatte man die Gewähr, Kunstwerke zu vollenden, wie sie als Dolche von Kohlenförde oder Grobbleistorf im Verdener Museum aufbewahrt werden. Als begehrtes Handelsgut wird mancher Feuersteinknollen- oder Langsplitter in unsern Kreis gelangt sein von Rügen her oder anderen Plätzen, wo solches Gestein im Bergbau gewonnen wurde.

Nicht minder kunstvoll sind die Horn- und Elfenbeinschnitzereien noch älterer Zeitabschnitte, als der Urmensch, dem die Erde fliehend, die französischen und spanischen Höhlen und Schutzdächer in den Felsen des Pyrenäen und der Apenninen aufsuchte. Er weiß noch nichts von Ackerbau und Viehzucht. Als Jäger- und Sammlervölker sind sie hervorragend scharfe Beobachter, die Hunger, Ueberfluß und Gefahren kennen. In den Mußestunden beschäftigt sie ihre aufgeregte Phantasie mit den Fährlichkeiten des Tagewerks, und in spielerischer Beschäftigung vertreibt sich einer der Teilnehmer am wärmenden Herdfeuer mit der Nachbildung seines Lieblingstierjagdtieres die Zeit. Das ungeheuer scharfe Erinnerungsbild und die Handfertigkeit formen das Wesen in Knochen oder Horn, so daß wir heute Lebenden die erstaunliche Auffassungs- und Darstellungsgabe ihrer Verfertiger schweigend bewundern. Weder durch Bronze noch durch Eisen konnte er in dem harten Formmaterial seine Vorstellung ausdrücken, der scharfkantige Feuerstein war ihm Säge, Meißel, Schnittmesser und Stichel. Wie unendlich viele hölzerne Kunstwerke wohl konnten den Verfertiger nur um einzelne Generationen überdauern und sanken dann zurück ins Nichts!

Und nun der Urmensch des Eiszeitalters als Schöpfer von kunstvollen Bildwerken und Ritzezeichnungen an Wänden und Decken ausgedehnter Höhlen. Wir erwarten unter „Bildern der Steinzeit“ vielleicht lächelnd unbeholfenes Gefasel, ähnlich den „Zeichnungen“ unserer Schulneulinge — oder plumpe Figuren, die wir im Zeitalter der Ueberkultur kaum zu deuten vermögen? Nein, die Werke der Urmenschen auf diesem Gebiete sind wahrhaftig kunstvoll und naturgetreu. Nicht einzelne Bilder sind bekannt, sondern zu Hunderten sind sie uns in den Höhlen Spaniens (Altamira) und Frankreichs (La Vache, Pair non Pair Combarelles usw.) erhalten. Neben flüchtig hingeworfenen Skizzen gewahrt man lebensgroße Arbeiten an den Felswänden, die dem Beschauer Bewunderung abringen. Keine besseren Mammutbilder sind bis jetzt bekannt als diese, die altsteinzeitliche Völker entworfen haben. Anfänglich waren diese als Zeichnungen nur in der glatten Felswand eingeritzt und mit roter, brauner oder schwarzer Farbe nachgezogen. Später entwickelten sich die mehrfarbigen Gemälde, wo scharfe Kontraste, Licht und Schatten in der Farbe wechseln, durch Rinderfett an den rauhen Fels geheftet. Schulterblätter von großen Säugetieren hatten als Paletten gedient, und mit rotem Oker überzogen wurden sie noch im Höhlenboden aufgedeckt.

Das jagdbare Wild, Pferd, Mammut, Elefant, Renntier, Rind und Antilope stehen beim Künstler der Urzeit im Vordergrund des Interesses, seltener ist der menschliche Mitbewohner dargestellt. Nach und nach entstehen in den ausgedehnten Höhlen die umfangreichsten Bildergalerien, in denen der Forscher die Tierwelt der Urzeit an Hunderten von lebenswahren Exemplaren in allen Phasen des Daseins studieren kann. Es ist verblüffend, was für einen scharfen Blick die Zeichner für die wesentlichen Eigenheiten ihres Modells hatten und wie geschickt sie trotz der primitiven Hilfsmittel, über die sie verfügten, das Bild, das ihnen vorschwebte, auf den rauhen Stein bannen konnten. Im Provinzialmuseum in Hannover sind einige dieser Höhlenzeichnungen unter der Decke der prähistorischen Abteilung in originalgroßer Nachbildung ausgestellt.

Zu einer anderen Gruppe Felszeichnungen müssen wir die Bildwerke zählen, die an schwerzugänglichen Höhlengängen- und Grotten mehrere hundert Meter vom Eingang entfernt im Scheine moderner Beleuchtung auftauchen. Viele Bildwerke sind auch dort künstlerisch hochwertig, andere dagegen sind nur stark stilisiert. Kaum einem der dort dargestellten Jagdtiere fehlt der Speer im Rücken oder im Blatt. Hier ist die Bildkunst in den Dienst der religiösen Vorstellung getreten. Vor einem Jagdgang versammelten sich die Teilnehmer in diesen heiligen Höhlenräumen, die sie mit ihren ruhenden Fackeln gespensterhaft erhellten, um den Göttern dort das Versprechen abzurufen, reiche Jagdbeute in ihre Speere zu treiben.

Vor wenigen Monaten entdeckten Jäger auch in Norwegen bei Drontheim (Stjoern) an einer unzugänglichen senkrechten Felswand ähnliche Tierzeichnungen (Elche). Zum Vergnügen wird der Urzeitkünstler nicht diese in den Gjoelja-See stürzende Mauer in der unwegsamen Landschaft, die durch ausgedehnte Moore und wilde Seen noch heute abschreckt, gewählt haben, sondern der Wildreichtum verpachtete früher wie heute die reichste Beute, indem man die Jagdtiere, vor allen Dingen Elche, durch Treiber über das Felshochland in den Abgrund trieb. Dort erwarteten Jäger im Fellboot oder Einbaum die verwirrten, erschöpften oder durch den Sturz betäubten Tiere, um Tausenden den Garaus zu machen. Deshalb dienten an der senkrechten Wand die Bilder dem Zweck, durch magische Kräfte das auf den Fels hinaufgejagte Wild in den Abgrund, in den Speer des Jägers hinabzuziehen. Diese Jagdmethode steht noch heute bei Völkern Afrikas und Grönlands in hoher Blüte.

Fischzeichnungen, die man ebenfalls in Norwegen schon früher entdeckte, stellen Lachse dar. Sie sind in den Felsen dicht über dem Spiegel des Sees eingeritzt und wenden den Kopf alle in die gleiche Richtung nach einer Bucht hin, in die ein großer Bach mündet. Alle Gelehrten sind sich darüber einig, daß die „an die Wand gemalten“ Fische die lebenden Fische im See durch Zauberkräfte in die Bucht hinein und von dort aus in den Bach hinauflocken sollten, wo die Fischer der Steinzeit den Lachs am leichtesten mit ihren primitiven Fanggeräten erbeuten konnten.

Die Metalltechnik der Urzeit

Niemals hat sich, wenn wir von der wissenschaftlich forschenden Gegenwart absehen, der Mensch so lebhaft für die Gesteine interessiert wie in der jüngeren Steinzeit. Der Stein war das Rohmaterial für die wichtigsten Geräte des täglichen Lebens. Entdeckte das geübte Auge unter dem Grabstock oder im Geröll der Flüsse eine neue unbekannte Steinart, so wurde sie auf ihre Brauchbarkeit geprüft. Bei diesem planmäßigen Suchen nach brauchbarem Material muß der Mensch der jüngeren Steinzeit auf gediegenes Kupfer gestoßen sein, sei es, daß die Schwere des Metalls zum Verräter wurde, sei es, daß sich Kupfererze durch ihre prächtigen Farben zur Auflese anboten.

Wo in Mitteleuropa das erste gediegene Kupfer durch Hämmer zu kleinen Schmutzgegenständen verarbeitet wurde, ist noch unbekannt; genau wie kurz nach der Entdeckung Amerikas im mittleren und südlichen Teil des Kontinents Völker von ziemlich hoher Kultur bekannt wurden, die unabhängig von Europa, das Kupfer bereits aus Erzen gewannen, und die Peruaner das Metall schon sogar durch den Zusatz von Zinn härten konnten, genau so kann auch in Mitteleuropa um 2000 v. Chr. Geb. das Reinelement an verschiedenen Kupferplätzen unabhängig voneinander gefunden sein. Im Orient war es schon länger bekannt, in Babylon, Syrien, Ägypten, auf Cypern, und manches Kupfergerät mag dort seinen Ursprung haben und durch Gastgeschenk oder Handel bis in unsere Heimat gekommen sein. Früher war die Ansicht allgemein verbreitet, alles sollte vom fernsten Osten zu uns gekommen sein, und es ist zu begrüßen, daß die Urgeschichtsforschung auch in diesem Punkt das Dunkel lüftete. Reiche Kupfergebiete haben wir z. B. im Mansfeldischen oder im Fichtelgebirge, am Rammelsberg im Harz, im Erzgebirge, in Böhmen, Ungarn, usw. Und da müssen wir mit Gewißheit annehmen, daß bedeutende Mengen Kupfer gediegen die Erdoberfläche bedeckten, wenn eine Ader vom Gestein durch Verwitterung entblößt war; denn gerade in der älteren Bronzezeit ist das Metall in großen Mengen verarbeitet, sodas man eine solche ungeheure Einfuhr Rohmetall in Arbeit stellen muß.

Außerdem stießen Forscher in den reichen Kupfergebieten Böhmens auf Schürfstrochengräben. Das nichtmetallführende Gestein war von den Adern entfernt und am Grabenrande gehäuft, die Adern selbst bis tief ins Felsinnere ausgebeutet. Ja es wurden sogar Stollen aus urgeschichtlicher Zeit durch den jetzigen Abbau erschlossen, die noch das gesamte Werkmaterial ältester Zeit bargen und die Abbaumethode grauester Vorzeit illustrierten. Der Stollen war, einem Spalt folgend, schräg ins

Gestein getrieben, und Hölzer stützten die Wände. Ruffstellen und Halter bezeichneten den alten Fackelbrand. Die Hölzer dienten gleichzeitig dem Ab- und Aufstieg. Unten löste der Bergmann mit Bronzepickel und hölzernem Schlägel das Erz, wo aber harte Steinmassen die Arbeit unnötig erschwerten, griff man zu einem einfachen Hilfsmittel: ein hellbrennendes Feuer erhitzte die zu lösenden Felsmassen, und kaltes Wasser dagegen gegossen zermürbte sie vollends. War die Decke des abzubauen- den Stollens höher, dann wurde eine Holzbühne errichtet, die den Holzstoß beliebig nahe an die Felsdecke führte.

Taubes Gestein verblieb unter Tage und füllte die Sohle des abgebauten Stollens; das Erz wurde durch einen hölzernen Fördertrog durch den schrägen Stollen an die Oberfläche geschafft. Eine Haspel wickelte das Hanftau auf und verrichtete den Dienst der modernen Fördermaschine. Auf „Scheideplätzen“ zerstiess und zermalmte man das geförderte Erz, und durch wiederholtes Waschen trennte man das schwere Kupfer vom leichteren Steingrus.

Die Schmelzöfen waren klein. Sie versteckten sich meistens im Hügelabhänge; ein rechtwinkliger Ausschnitt bildete Rückenwand und Boden. Die drei übrigen Wände wurden aus Fels errichtet. Der Gesamtdurchmesser des Innenraums überstieg selten 50 cm. Eine kleine Grube im Boden sammelte die ausgeschmolzenen Kupfertropfen. Ein Blasebalg führte den nötigen Sauerstoff in die Holzkohlenglut, sonst ließ sich der Schmelzpunkt nicht erreichen. Blasebälge sind aus erdlichen Gründen nicht mehr vorhanden, aber die Tondüsen, die in die Glut hineinragten und dort von der Hitze brannten und glasierten, sind wiederholt gefunden. Um zum ausgeschmolzenen Metall kommen zu können, wurde jeder Schmelzofen seiner drei künstlichen Wände beraubt.

Erst von dem Zeitpunkte an, wo größere Kupfermengen durch ähnliche Verhüttung gewonnen werden, beginnt das Kupfer Kulturfaktor zu werden. Beherrschend wird es jedoch erst nach 1800 v. Chr. Geb., als durch irgend einen Umstand durch Mischung mit Zinn (85 : 15) die Bronze entsteht. Wo diese Mischung zuerst angewandt wurde, ist unbekannt. Die hier in Niedersachsen gefundenen Bronzegeräte sind nicht eingeführt, wie meistens angenommen wird, sondern aufgefundene Gußformen beweisen, daß die Hersteller hier sesshaft waren. Fundstücke, die fremden Charakter tragen, gelangten als Gastgeschenke zu uns. Streitärte, Sichel, Beile, Dolche usw. wurden in Gußformen hergestellt, die aus zwei Tonhälften bestanden und durch Zapfen und Löcher aufeinander gehalten wurden. Oben führte man das flüssige Gut, das in Tontiegeln, wie H. Müller-Braun bei Zeven einen fand, geschmolzen wurde, in eine Füllöffnung. Der entweichenden Luft folgte durch die Verschlussspalten das flüssige Gut und bildete erstarrt die Gußnähte. Sie geben uns wieder Aufschluß, daß Sammel- oder Depotfunde, die von einem Gegenstande geschlossen gemacht wurden (z. B. ca. 90 Sichel im Lüneburgischen) oft in ein und derselben Form gegossen sind; der alte Gießer oder Händler verbergte seinen Schatz in einem Erdlager und durch unbekannte Umstände vergaß er sie dort.

Bei größeren kunstvoll geschmückten Gegenständen wurde die „verlorene Form“ benutzt. Tonmantel bzw. Tonkern mußten nach jedem Guß zerstoßen werden, um den Gegenstand herauszuschälen (s. Glodenguß in Schillers „Glocke“!). Zu diesen besonders gußtechnischen Kunstwerken gehört z. B. das Ahauer Hängebecken (s. Kunstdrucke und ausführliche Beschreibung in Holste: Unsere Heimat vor Chr. Geb. Verlag Mahnte, Verden). Die Wandung dieser Schale ist papierdünn, trotzdem beträgt der Durchmesser 23 cm. Die Kunst liegt in dem dünnen gleichmäßigen Guß. Anders ist es bei den Goldgefäßen damaliger Zeit, die gehämmert wurden wie heute fast sämtliche Metallschalen). Man formte zunächst den Tonkern so wie man die Schale zu gestalten gedachte, legte darüber eine Wachsschicht in der Stärke der zu gießenden Bronzewandung und verjah diese mit den beabsichtigten kunstvollen Verzierungen und Ornamenten. Eine halbflüssige reine Tonmasse drang darauf in die feinsten Verzierungen und überdeckte die Wachsschicht mit einer feinen lüdenlosen Kruste, die nach und nach durch stark kieselige Tone verdrängt wurde. Kleine Bronzestäbchen durch Mantel und Kern gesteckt, bürgten für genaue Entfernung beider voneinander, denn nach dem Härten des Ganzen wurde die Gesamtform erhitzt, sodas das Wachs durch Auslaufen dem flüssigen Bronzezug Raum ließ.

Heute bereitet ein solcher Guß dem geübtesten Selbgießer fast unüberwindbare Schwierigkeiten. (Praktische Versuche eines berühmten Selbgießers in Hannover haben in jüngster Zeit bewiesen, daß einzelne Güsse z. Bt. überhaupt nicht mehr ausgeführt werden können).

Einer der drei Halsringe, die im Ahauer Becken neben vielen andern Schmuckstücken gefunden wurden (S. Holste: a. a.

D. S. 44 ff.), zeigt die hochentwickelte Vöttechnik zur Urzeit. Kunstwerke im wahrsten Sinne des Wortes bilden in dieser Technik die großen Räder des heiligen Wagens aus Stade. Nur durch mikroskopische und chemische Untersuchungen in Berlin konnten Vötte- und Schweißstellen der großen Felgen und Naben überhaupt festgestellt werden.

Um 800 v. Chr. löst das Eisen die Bronze ab. Verhüttet wird Sumpferz oder Rastenerz. Eisenschmelzer sind in der engsten Heimat bei Osteren in diesem Jahr aufgedeckt. (S. Holste: a. a. D. S. 51 ff.) Wohl war das neue Metall billiger und einfacher zu haben, auch die Bearbeitung durch Hämmern und Schweißen hatte Vorzüge, und trotzdem bürgerte es sich sehr schwer ein: es war schmucklos. Noch lange bleibt die Bronze neben dem Gold das Schmuckmetall, und ihre Unentbehrlichkeit läuten noch stündlich unsere Kirchenglocken.

Handel und Verkehr vor Christi Geburt

„Handel“ ist im weiteren Sinne des Wortes jeder zur Erzielung eines Gewinnes vorgenommene Austausch von Gütern. In urgeschichtlicher Zeit unterhielten die Völker schon gewisse Tauschbeziehungen. Zur Steinzeit bildete das zur Herstellung der Steingeräte dienende Material: Feuerstein, Nephrit, Jadeit usw., sowie Schmuck: Muscheln, Bergkristall, K. rallen, Farberde wichtiges Tauschgut. Dazu scheint ein nicht unwesentlicher Teil der Steingeräte von besonders geschulten Kräften gefertigt worden zu sein, und der ist dann ebenfalls auf dem Wege des Tausches oder des Handels veräußert. Hierfür sprechen die steinzeitlichen Depotfunde. So wurden bei Volgu (Frankreich) in einem Vertief 14 große, sehr schöne Feuerstein-speerspitzen aus landfremdem Gestein entdeckt. Bei Westerbotten am Nordende des Bottnischen Meerbusens fand man in 0,75 m Erdtiefe 70 Beile aus einem Feuerstein, der nur in Schweden, 100 schwedische Meilen von der Fundstelle entfernt, vorkommt. Sämtliche Beile lagen in einem Kreis mit 1 m Durchmesser, alle mit der Schneide nach unten. Gewandte Arbeiter ließen sich an guten Feuersteinfundplätzen nieder. Auf Rügen sind uralte Werkstätten aufgedeckt, denn in der Kreide findet sich noch heute hervorragendes Material. So werden höchstwahrscheinlich auch die beiden Prachtstücke des Verdener Museums, die Lanzen spitze aus Kohlenfö rde und der Dolch aus dem Grokeilstorfer Moor einen langen Weg zurückgelegt haben. Zeit war auch der Weg des Nephrits, eines Crupio-Gesteins, zähe und verwitterungsfaulig, das nur im Nadaultal und in den Alpen bekannt ist und wahrscheinlich den Leine-Allerweg benutzte, um in unsern Bezirk zu gelangen. Große weite Strecken bildeten für den „Handel“ keineswegs Hindernisse; so fand man in einer Höhle in der Dordogne 20 Gehäuse von Mittelmeerschnecken. In anderen prähistorischen Höhlenwohnungen stieß man bei Untersuchungen auf rohen Bernstein, der seine Heimat in Zütland hat; auch Amethyst und Bergkristall, versteinerte Hai-fischzähne usw. wurden gefunden.

Unser Gebiet birgt noch anderes Einfuhrgut, und manches Stück, das den Leine-Allerweg benutzte, wird noch im Schoße der Erde ruhen. Denn wenn ein berühmter Vorgeschichtsforscher vergangener Zeit über Hohenaverbergen schreibt, daß in den abgetragenen Hügelgräbern viele und reiche Beigaben gefunden wurden, so denkt man unwillkürlich (die Lage der alten Siedlung an der Aller berücksichtigend): wo gehobelt wird, da fallen Späne, und wo Schiffe landen, bleibt was hängen! Die Lutumer eimerartigen „Bronzebüchsen“ aus der frühen Eisenzeit (a. 700—600 v. Chr.) finden wir in unserm Gebiet nirgends wieder. Wie ist es zu erklären, daß dort gerade, nahe der ausgebehten „Allerbucht“, mehrere dicht beieinander gefunden sind?

Der berühmte Ahauer-Fund, das herrliche Bronzehängebecken mit seinem reichen Inhalt an Hals- und Armbändern, seinen Ringen und halbhartigen Schmuckartikeln, ist jedenfalls das Gut eines reisenden Händlers der jüngeren (1200 bis 800 v. Chr.) Bronzezeit, denn es ist kaum anzunehmen, daß ein Familienbesitz damals schon solche Reichtümer umfaßte. Die dort gefundene Bernsteinperle und die von Reddenaverbergen lassen erkennen, daß der Bernstein-tausch schon zur jüngeren Bronzezeit (um 1000 v. Chr.) in Blüte stand; ja er hatte sogar gewisse Bedeutung für die Verbindung mit Südeuropa. Die Grabstätten der Bronzezeit Griechenlands bargen große Mengen Bernstein, der sich bei der chemischen Untersuchung als Ostseebernstein erwies. Das Gold des Nordens muß deshalb in hohem Ansehen gestanden haben, und verwegene Händler Südeuropas scheuten nicht den Weg, um das kostbare Harz zu erstehen. „Zwischenhändler“ schafften den Bernstein nach südlich gelegenen Marktplätzen und nahmen Kupferbarren dafür mit an die Nordmeere. Daraus erklärt

sch der Bronzereichtum in den Gräbern nördlich der Elbe, denn v. Chr. Geb. ist uns erst der jütländische Bernstein bekannt, und erst viel später kommt auch der samländische zur Geltung.

Ein anderes wichtiges Tauschhandelsobjekt war das begehrte Salz. An Salzpfunden in Wohnplätzen usw. ist der Beweis nicht zu führen, dafür sind aber die Gebiete um Salzquellen seit urältester Zeit dicht besiedelt, und an Grab- und Wohnstättenfunden erkennen wir Wohlstand und Reichtum, die nur im Salzhandel begründet sein können. Erinnerung sei an die reichen Funde bei den Lüneburger Salzquellen, bei Reichenhall, Hallstatt, Halle u. a.

Unser Gebiet besaß noch einige andere Rohstoffe, die für den Handel in Frage kommen: Felle, Wolle, Wachs und evtl. im Nahhandel Honig. Ob die Salzquellen im Wümmetal, die W. O. Focke in den Abh. d. Nat.-Ver. Bremen IV. S. 305 erwähnt, eine Ursache für die Siedlungsdichte des Wümmetals (Quellhorn) in vorgeschichtlicher Zeit waren, ist heute wohl kaum noch zu entscheiden, ebenso nicht, ob die vielen Lesefunde, die beim Verdener Brunnen im Laufe der Zeit gehoben sind, mit einer Heilwirkung der Quelle zusammengebracht werden können. Jedenfalls würde sich eine Unterfuchung lohnen, denn auch Heilquellen werden, wie Pyrmont beweist, schon zur Urzeit aufgesucht.

Der Fernhandel lag ausschließlich in Händen der Männer, und ähnlich wie heute noch Naturvölker Afrikas und Australiens bewaffnete friedliche Expeditionen unternahmen, um sich bei einem weitentfernten fremden Stamm den begehrten Rohstoff selbst zu graben oder zu suchen, so unternahmen auch wohl zur ältesten Zeit die Bewohner unserer Gebiete ihre Tauschreisen. Gastgeschenke wurden gewechselt bei der Ankunft und bei der Abreise. Von beiden Seiten können bezüglich der Gaben Wünsche geäußert werden, das bietet die Möglichkeit, Dinge zu erlangen, die man braucht oder wünscht. Auch bei Homer ist die Sitte der Gastgeschenke durch manches Beispiel bezeugt: Telemachos bringt von Sparta ein silbernes Gefäß heim, sein Vater Odysseus empfängt von den Phäaken Kleider und Goldgerät, Becken und Dreifüße. Er verbirgt den Schatz auf Ithaka in der heiligen Grotte. Würden diese Gastgeschenke heute vom Prähistoriker dem Schöße der Erde entnommen, dann wäre wohl der Ausdruck „Händlergut“ irreführend. Anders liegt die Sache bei dem berühmten Thaufer Fund. Es fallen dort die vielen Bronzebruchstücke und halbfertigen Schmucke auf, und beides läßt wohl nur die Erklärung zu, daß neues heiles Gut vom Händler gegen eine größere Menge Bronzebruch eingetauscht oder eingehandelt wurde. In solchen Depotfunden läßt sich feststellen, ob der Tauschhändler sich auf der Aus- oder Rückreise befand. Im letzten Falle überwiegt der Bronzebruch.

Der Nahhandel wurde von den Frauen besorgt. Die kunstvollen Erzeugnisse ihrer Hände, Töpfergerät, Webarbeiten usw. wurden in der Bannmeile der Märkte ausgetauscht. Dort herrschte Burgfriede auch zwischen sonst feindlichen Stämmen und Sippen. Im letzten Jahrtausend v. Chr. entwickelte sich der berufsmäßige Händler aus diesen Tauschern. Gleichzeitig bilden sich ganz bestimmte Wert- und Vergleichsobjekte heraus. Zweifellos ist zunächst ein Stück Vieh ein Wertmesser gewesen, eine Geldeinheit; so bedeutet bei einigen Völkern das Wort „Vieh“ auch „Geld“. Vieh; lat. = pecu, gotisch = faihu. Geld; lat. = pecunia, gotisch = faihu. Danach wurden Kupferbarren Wertmesser. Dazu kam das Stebenbürgener Gold in Stäbchen und Ringen, schließlich erfolgte die Umformung zu Näpfchen, die zur römischen Kaiserzeit mit ähnlichen Bildnissen versehen wurden, wie Roms Münzen sie trugen. Zu der Zeit war auch, wie zahlreiche Funde beweisen, römisches geprägtes Gold sehr begehrt.

Die erste Gewichtszählung geschah durch Prüfen mit der Hand, obgleich die Waagschale in der einfachen Form uralt ist, und auch die Schnellwaage schon lange vor der geschichtlichen Zeit bekannt war.

Auch die vorgeschichtlichen Verkehrsmittel sind wohl einer kurzen Betrachtung wert. Schneeschuhe und knöchelne Schlittschuhe lassen in kurzer Zeit weite Gebiete durchziehen. Mit einem „Büchelstod“ staakte sich der Armenisch auf der glatten Eisfläche fort, ähnlich wie es die Knaben der Marisch mit ihren „Kreeken“ machen. Für schwerere Lasten benutzt der Mensch der frühesten Zeit schon die Schubkarre. Wo jedoch die eigene Kraft nicht mehr ausreicht, greift er zur fremden: Pferd, Schlitten und Wagen. Die ersten vierrädrigen Wagen sind aus der frühesten Bronzezeit bekannt. Neuester kunstvolle Formen aus dem fünften Jahrhundert v. Chr. Geb., die heute noch berechtigtes Aufsehen erregen würden, sind aus dem Moore bei Deisherg (Müritanien) bekannt geworden. Das Holz ist mit

reich verzierten Bronzen beschlagen und auf den Beschlägen heben sich Hakenkreuze und andere heilige Symbole scharf ab, Zeichen dafür, daß diese beiden Wagen zum Gottesdienst verwendet wurden. Wo unpassierbare Moore große Handelswege unterbrachen oder den Verkehr zwischen Nachbarortschaften hemmten, wurden schon zur Steinzeit (vor 2000 v. Chr.) Bohlwege durchs Moor gelegt. Die einzelnen Fundumstände dieser „Langbrücken“ beweisen, daß der Römer die Bauart von den Germanen lernte; denn tief im schwarzen Torf wurden sie angetroffen, der zu einer Zeit entstand, wo Rom auch der alten Welt unbekannt war!

Ein Rätsel könnte uns der Zinnhandel zur Bronzezeit aufgeben, wie die gewaltigen Zinnbarren von den Inseln Englands über das Meer nach dem Festlande gelangten. Tacitus rühmt schon die germanischen Seefahrer. Aber lange vorher, 3000 Jahre vor Chr. Geb. sind Seefahrer des Festlandes auf Helgoland gewesen, jungsteinzeitliche Waffen und Geräte vom Schleswig-Holsteiner Typ wurden auf der Insel und von Fischern vom Meeresgrund gehoben. Wenn auch Helgoland ursprünglich mehrere Quadratkilometer groß war, so hat es doch keinesfalls zu der Zeit mit dem Festlande durch eine Landbrücke in Verbindung gestanden. Diese geringfügigen „wertlosen“ Altertümer bezeugen den Wagemut unserer Vorfahren. Und über 1000 Jahre später beginnt der Zinnhandel. Ein großes Boot wurde in einem Torfmoor bei Nydam in Schleswig mit vielen anderen Sachen der späteren römischen Zeit ausgegraben. Die Nägel, die die Planken zusammenhielten, waren vom Rost zerfressen, das Tauwerk, mit dem Bord und Spanten einmal verbunden waren, hatte sich aufgelöst. So fielen Planken, Dollen und Rippen auseinander und die beiden hohen Steven stürzten ein, das Moor wuchs darüber und verwahrte das Schiff bis heute. Für den Küsten- und Flußverkehr eigneten sich Einbäume. Ein in der Weser gefundener, 7,7 m langer, befindet sich im Völkermuseum zu Berlin, ein anderer, in der Aller bei unserm Verden gehoben, wird im Provinzial-Museum zu Hannover aufbewahrt.

Im Jahre 449 landete des Sachsenvolkes Ueberschiff an der Küste Englands, nördlich der Themse, und der Normane Erich der Rote erreichte 983 von Island aus Grönland, gründete an dessen Westküste eine Kolonie, die später 2 Städte (mit 16 Kirchen und 2 Klöstern) und 16 Dörfer umfaßte. Im Jahre 1000 betrat Erichs Sohn Leif als erster Europäer die Küste Amerikas, 492 vor dem Entdecker Columbus.

Ein süddeutscher Lobspruch auf die plattdeutsche Sprache aus dem Jahre 1830

Von Dr. Klaus Witt.

Um dieselbe Zeit, als der Norddeutsche Ludwig Wienberg gegen die plattdeutsche Sprache wettete und sie mit Stumpf und Stil austrotten wollte, widmete ein feingebildeter Süddeutscher, der Frankfurter Hofrat Dr. Bernhard Meyer, in seinen „Reisestützen“ (Druck und Verlag von Johann David Sauerländer, Frankfurt a. M., 1831) der „Modersprach“ Worte höchster Anerkennung. Seine Tagebuchaufzeichnung vom 29. August 1830 — der Verfasser weilte damals in Kiel — hebt mit diesem Lobspruch an:

„Holstein ist noch das wahre Vaterland der plattdeutschen Sprache, und obgleich sie weder Schrifts-, Gerichts- noch Kanzelsprache mehr ist, so lebt sie doch in dem Munde der Jungen und Alten, der Vornehmen und Geringen, sowie überhaupt der ganzen Bevölkerung, ja die Landleute können keine andere Sprache sprechen. In Süddeutschland wird in den Zirkeln der vornehmen Welt französisch, und zwar meistens mit ächtdeutschen Accent gesprochen, weil man sich in dieser Sprache fein, süßlich und zierlich ausdrücken kann, ohne daß der Inhalt der langen Rede gehaltvoll zu seyn braucht. Die Geistlosigkeit hat an ihr ein mächtiges Schild zum Bedecken der Verstandeschwächen. In Norddeutschland sprechen die gebildeten Stände in den Gesellschaften sehr häufig platt, denn in dieser vertraulichen Sprache, die so viel Ehrliches und Biederer hat, läßt sich Schönes, Herzliches und Gutes mit wenigen Worten sagen, und der Schwachkopf und Dumme kann sich durchaus nicht hinter sie verstecken, ohne sogleich erkannt zu werden.

Es ist jammer schade, daß keine Bücher mehr in ihr geschrieben werden, und sie in den Volksschulen nicht mehr gelehrt wird, aber aussterben wird sie deshalb doch nicht, denn sie lebt in dem Munde des Volkes fort.“

Nein, aussterben soll Klaus Groths und Johann Hinrich Fehrs Sprache nicht, aber unsere gebildeten und ebenjoseph die einfacheren Kreise dürfen gern des flugen Süddeutschen Mahnung vor hundert Jahren besser nachleben, als sie es meist tun.